

Klangakrobatik am Rande des Abgrunds

Europäische Kulturtage (2): ein Konzert mit György Kurtágs Kafka-Fragmenten

Eine brüchige, bedrückende, expressionistische Sicht der menschlichen Existenz brandete den Zuhörenden in György Kurtágs Kafka-Fragmenten op. 24 für Sopran und Violine entgegen und ließ sie gebannt verharren. Der ungarische Komponist reizt in seinem Liederzyklus Grenzen aus bis zum Letztmöglichen und noch Erträglichen, in Geist und Ausdruck, stimmlich und spieltechnisch.

Sich dem zu stellen, forderte die Künstler extrem, verlangte ihnen alles ab an Können und Hingabe. Barbara Friebel (Sopran), Katrin Adelman (Violine) und Lisa Schlegel (Rezitation) brachen geradezu aus sich heraus und drangen ein in das 40-teilige Mosaik der Klänge, Worte und Gesten, das sich ohne narrativen roten Faden doch zu einem sinnhaften Ganzen zusammenfügte.

Keine leichte Kost, wenngleich eine mit einfachen musikalischen Mitteln effektvolle, die dem Publikum innerhalb der Karlsruher Kulturtage bei dieser Aufführung des Badischen Staatstheater in der Insel geboten wurde. Gewiss aber eine lohnende, die elementar wirkte und die wohl kaum jemand gleichmütig verdaute. Unterstützt auch vom Visuellen, ein

Kammerstück in der Einrichtung von Matthias Bauerkamp und der Dramaturgie von Bettina Weiler, bei dem auf karger Bühne die schwarz gekleideten Protagonisten mimisch wie körperlich ausdrucksstark aus dem grellen blauweißen Licht heraustraten.

György Kurtág, der 1926 in heute zu Rumänien gehörenden Banat geboren wurde und lange an der Musikakademie in Budapest lehrte, gilt neben György Ligeti als der bedeutendste ungarische Komponist der Nachkriegszeit. Relativ spät, Mitte der 70er Jahre, drang sein Ruf durch den „Eisernen Vorhang“ nach Westeuropa. Mittlerweile wird seine Musik weltweit aufgeführt.

Als Kurtág 1985 daranging, Passagen aus Tagebuchaufzeichnungen, Briefen und Fragmenten aus dem Nachlass Franz Kafkas nicht etwa zu vertonen, sondern in teils nur Sekunden währenden Sequenzen die Wucht und Tiefe ihrer Aussage musikalisch umzusetzen, geriet er in den Sog dieses ihm wesensverwandten Dichters. „Ihre Welt aus knappen Sprachformeln, erfüllt von Trauer, Verzweiflung und Humor, Hintersinn und so vielem zugleich“, bekannte er später, „ließ mich für anderthalb

Jahre nicht mehr los.“ Seine Musik zeugt, im Rezitativen zuweilen herausgeschrien, von dieser inneren Verschmelzung. Leitmotivisch und symbolisch durchzieht der oft quälende Weg durchs Leben mit an Fragmente gemahnenden Brüchen das Stück. „Die Guten gehen im gleichen Schritt“, hieß es anfangs noch im Einklang. Der zerrann in einem Wechselspiel der Kontraste und wich einem Kaleidoskop beständig variierender, gleichförmiger wie gegensätzlicher Bewegungen.

Reinste Akrobatik in einem fesselnden Dialog, was die Geige dabei lautmalerisch und die Sopranistin bei den verwegenen Sprüngen zwischen den Oktaven vollführten. Sprechgesang steigerte sich vom Flüstern bis zur Hysterie. Jeder einzelne Moment, das Detail, der Klang wurden zum Ereignis. Wenn Geige und Stimme sich fanden, dann nur auf der letzten Silbe, den letzten Tönen. Eine Performance fast, dieses sich nicht ohne Sehnsüchte stets am Rande des Abgrunds dahinschleppende oder eher dahinschlängelnde Sein. Denn am Ende steht die desillusionierende Erkenntnis: „Wir krochen durch den Staub, ein Schlangengepaar.“
Alexander Werner